

Paulo Coelho
*Der Dämon
und Fräulein Prym*
Roman
*Aus dem Brasilianischen von
Maralde Meyer-Minnemann*

Diogenes

Titel der 2000 bei
Editora Objetiva Ltda.,
Rio de Janeiro,
erschienenen Originalausgabe:
›O Demônio e a Srta. Pym‹
Copyright © 2000 by Paulo Coelho
Mit freundlicher Genehmigung
von Sant Jordi Asociados,
Barcelona, Spanien
Alle Rechte vorbehalten
Paulo Coelho: www.paulocoelho.com.br
Umschlagfoto von
Silvana Mattievich

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2001
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1500/01/8/1
ISBN 3 257 06282 6

Chantal zögerte nicht mehr. Sie ging geradewegs zu dem y-förmigen Stein und überlegte, was sie tun würde, sobald sie das Gold in Händen hatte. Nach Hause gehen, das dort verwahrte Geld nehmen, festere Schuhe anziehen, die Straße hinunter ins Tal gehen, einen Wagen anhalten, der sie mitnehmen würde. Keine Wette. Diese Leute verdienten das Vermögen nicht, das sie in Reichweite hatten. Keine Koffer: Sie wollte nicht, daß sie merkten, wie sie Bescos mit seinen schönen, aber nutzlosen Geschichten, seinen feigen, freundlichen Bewohnern, seiner Bar, die immer voll von Leuten war, die stets über das gleiche redeten, seiner Kirche, in die sie nicht mehr ging, für immer verließ. Selbstverständlich konnte es passieren, daß die Polizei am Busbahnhof auf sie wartete, der Fremde sie des Diebstahls beschuldigte usw. usw. Aber mittlerweile war sie soweit, daß sie jedes Risiko in Kauf nahm.

Der Haß, den sie noch eine halbe Stunde zuvor empfunden hatte, war einem sehr viel angenehmeren Gefühl gewichen: Rache.

Irgendwie freute sie sich, daß ausgerechnet sie die andern mit dem Bösen konfrontierte, das auf dem Grund ihrer naiven und scheinbar gütigen Seelen verborgen war. Alle stellten sich vor, ein Verbrechen zu begehen – sie stellten es sich nur vor, denn tun würden sie es niemals. Und dann würden sie sich für den Rest ihres armseligen Lebens vormachen, sie seien eben unfähig gewesen, Unrecht zu tun, weil schließlich der gute Ruf ihres Dorfes davon abhing; im Grunde ihres Herzens aber wußten sie ganz genau, daß nur die Furcht sie davon abgehalten hatte, einen Unschuldigen zu töten. Und dann würden sie sich allmorgendlich beim Aufstehen selber auf die Schultern klopfen, weil sie ihre Integrität bewahrt hatten, und sich nachts mit Selbstvorwürfen quälen, weil sie die Chance nicht genutzt hatten.

In den nächsten drei Monaten würde das einzige Thema in der Bar die Ehrlichkeit der großherzigen Dorfbewohner sein. Anschließend, wenn die Jagdsaison eröffnet wurde, würden sie eine Zeitlang das Thema nicht ansprechen, denn die Fremden brauchten nichts davon zu erfahren; sie sollten weiterhin das Gefühl haben dürfen, in Bescos einen paradiesischen Ort gefunden zu haben, wo alle Freunde waren, wo stets das Gute herrschte, wo die Natur großzügig war und selbst die Naturprodukte in dem kleinen »Lädchen« von dieser selbstlosen Liebe durchdrungen waren.

Aber die Jagdsaison würde zu Ende gehen, und sie wären wieder frei, ihre Gedanken weiterzuspinnen. Nachdem sie nächtelang dem verlorenen Geld nachgeweint hätten, würden sie sich die möglichen Szenarien genauer ausmalen – anfangs verschämt, dann reuig und voller Wut: Warum hatte niemand den Mut gehabt, in der Stille der Nacht die alte, unnütze Berthe für den Gegenwert von zehn Goldbarren umzubringen? Warum hatte es keinen Jagdunfall mit Santiago, dem Hirten, gegeben, der jeden Morgen seine Herde in die Berge führte?

Ein Jahr später würden sie sich alle nur noch hassen – der Ort hatte seine Chance gehabt, und sie hatten sie vertan. Sie würden sich fragen, was aus Chantal Prym geworden war, die spurlos verschwunden war, vielleicht mit dem Gold, das sie den Fremden hatte vergraben sehen. Die Waise, dieses undankbare Ding, der alle nach dem Tod der Großmutter so geholfen und eine Arbeit in der Bar zugeschanzt hatten, da sie weder einen Mann finden noch weggehen konnte, so würden sie über sie herziehen, diese lose

Person, die mit den Hotelgästen – meist älteren Männern – schlief und allen Touristen verführerische Blicke zuwarf, um sich so ein Extratrinkgeld zu erbetteln.

Ein ewiges Hin und Her zwischen Selbstmitleid und Haß, ein Leben lang. Chantal war glücklich, das war ihre Rache. Nie würde sie die Blicke dieser Leute rings um den Lieferwagen vergessen, die ihr Schweigen wegen eines Verbrechens erfluchten, das sie niemals zu begehen wagten, um sich dann gegen sie zu wenden, als wäre sie schuld daran, daß diese ganze Feigheit endlich ans Tageslicht kam.

»Jacke. Lederhose. Zwei T-Shirts übereinander anziehen, das Gold um die Taille binden. Jacke. Lederhose. Jacke.«

Und da stand sie nun vor dem y-förmigen Fels. Daneben lag der Ast, mit dem sie zwei Tage zuvor die Erde aufgegraben hatte. Sie genoß einen Augenblick lang die Geste, die sie von einem ehrlichen Menschen zu einer Diebin werden lassen würde.

Nichts dergleichen. Der Fremde hatte sie provoziert, und sie erhielt auch ihre Gegenleistung. Sie stahl nicht, sondern zog ihr Honorar dafür ein, daß sie in dieser Schmierkomödie als Vermittlerin aufgetreten war. Sie hatte den Goldbarren – und nicht nur einen – verdient, weil sie am Brotwagen den Blicken all dieser Mörder ohne Mord ausgesetzt gewesen war, weil sie ihr ganzes Leben hier vertan und drei schlaflose Nächte verbracht hatte, weil ihre Seele – sofern es eine solche überhaupt gab – jetzt verloren war.

Sie grub in der lockeren Erde und sah den Goldbarren. Als sie ihn sah, hörte sie zugleich etwas.

Jemand war ihr gefolgt. Sie warf automatisch etwas Erde in das Loch, obwohl ihr die Nutzlosigkeit dieser Geste bewußt war. Wenn der Fremde jetzt hinter ihr stand, dann brauchte sie ihm nur zu sagen, daß sie den Schatz gesucht und die frisch umgegrabene Erde gesehen habe. Als sie sich umwandte, verschlug es ihr die Sprache, denn wer da stand, den interessierten weder Schätze und Dorfkrise noch der Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Ihn interessierte nur Blut.

Er hatte einen weißen Fleck am linken Ohr: der verfluchte Wolf.

Er plazierte sich zwischen sie und den nächsten Baum. Es war unmöglich, an ihm vorbeizukommen. Chantal blieb reglos stehen, wie gebannt von den blauen Augen des Tieres. Ihr Verstand arbeitete auf Hochtouren, sie überlegte ihren nächsten Schritt: einen Ast abreißen – er konnte sie vor einem Angriff des Tieres nicht schützen; auf den y-förmigen Fels klettern – er war zu niedrig; nicht an die Legende glauben, ihn erschrecken, wie sie es mit jedem anderen Wolf getan hätte. Alles zu riskant, besser sich daran erinnern, daß in allen Legenden eine Wahrheit verborgen ist.

»Strafe.«

Eine ungerechte Strafe, ungerecht wie alles, was ihr in ihrem Leben widerfahren war. Gott schien seinen Haß auf die Welt an ihr sichtbar machen zu wollen.

Instinktiv und unendlich langsam legte sie den Ast auf den Boden, schützte ihren Hals mit den Armen. Er durfte sie nicht dort beißen. Sie bereute, daß sie nicht ihre Lederhose trug. Die am nächsten gefährdete Stelle war das Bein, in dem eine Ader verlief, die sie, wenn sie zerrissen wurde, in zehn Minuten verbluten lassen würde. Das behaupteten zumindest die Jäger, die damit ihre hohen Stiefel rechtfertigten.

Der Wolf öffnete das Maul und knurrte. Ein dumpfes, gefährliches Geräusch, das von jemandem kam, der nicht nur drohte, sondern angriff. Sie starrte ihm in die Augen, obwohl ihr das Herz bis zum Hals klopfte, denn jetzt zeigte er seine Zähne.

Es war alles nur eine Frage der Zeit. Entweder griff er an, oder er ging, doch Chantal wußte, daß er angreifen würde. Sie schaute um sich, suchte nach einem lockeren Stein, über den sie stolpern könnte, sah aber keinen. Beschloß dann auf das Tier zuzurennen. Sie würde zwar gebissen werden, aber dennoch zum Baum laufen, während er sich in ihr Bein verbissen hatte. Sie mußte den Schmerz ausblenden.

Sie dachte an das Gold.

Sie dachte, daß sie bald wieder zurückkommen würde, um es zu holen. Sie nährte alle nur möglichen Hoffnungen, alles was ihr Kraft gab, zu ertragen, daß ihr Fleisch von den scharfen Zähnen zerfetzt, der Knochen freigelegt würde und sie möglicherweise stürzte und am Hals angegriffen werden würde.

Kurz vor dem Losrennen sah sie wie im Film in der Ferne jemanden hinter dem Wolf auftauchen.

Das Tier erschnupperte die Anwesenheit eines anderen, wandte aber nicht den Kopf, und Chantal starrte ihn weiter an. Es war so, als verhinderte einzig die Kraft der Blicke den Angriff.

Wenn jemand gekommen war, hatten sich ihre Überlebenschancen erhöht – auch wenn sie das letztlich ihren Goldbarren kosten würde.

Die Gestalt hinter dem Wolf duckte sich schweigend und ging dann nach links. Chantal wußte, daß dort ein anderer Baum stand, der leicht zu erklettern war. Und in diesem Augenblick fiel ein Stein in der Nähe des Tieres nieder. Flugs wandte sich der Wolf um und stürzte in die Richtung, aus der der Stein gekommen war.

»Laufen Sie weg!« schrie der Fremde.

Sie lief zu ihrem einzigen Zufluchtsort, während der Mann mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit auf den anderen Baum kletterte. Als der verfluchte Wolf bei ihm ankam, war er bereits in Sicherheit. Der Wolf begann zu knurren und zu springen, manchmal gelang es ihm, den Stamm etwas hinaufzuklettern, aber er rutschte immer wieder ab.

»Reißen Sie ein paar Zweige ab!« schrie Chantal.

Doch der Fremde verharrte wie in Trance. Sie schrie weiter, zweimal, dreimal, ließ nicht locker, bis er endlich begriff. Er begann Zweige abzureißen und sie auf das Tier hinunterzuwerfen.

»Nicht so! Reißen Sie die Zweige ab, bündeln Sie sie, und stecken Sie sie an!« rief sie verzweifelt. »Ich selbst habe kein Feuerzeug, aber tun Sie einfach, was ich Ihnen sage!«

Der Fremde bündelte die Zweige und brauchte eine Ewigkeit, bis er sie angezündet hatte. Alles war klitschnaß vom Unwetter des Vortages, und die Sonne schien in dieser Jahreszeit nicht bis zu dem Baum.

»Jetzt zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind«, rief sie. »Steigen Sie vom Baum, halten Sie die Fackel ruhig und richten Sie sie auf den Wolf.«

Der Fremde war wie gelähmt.

»Nun machen Sie schon«, rief sie gebieterisch, und der Mann spürte die Autorität in ihrer Stimme, eine Autorität, die von dem Schrecken herrührte und einer blitzschnellen Reaktionsfähigkeit, die Angst und Schmerz erst mal ausblendete. Die Fackel in der Hand, kletterte er endlich vom Baum, kümmerte sich nicht um die Funken, die sein Gesicht versengten. Er sah die Zähne des Tieres und den Schaum um dessen Maul. Seine Angst wuchs, aber er mußte etwas tun – etwas, was er hätte tun müssen, als seine Frau entführt, seine Töchter getötet worden waren.

»Lassen Sie das Tier nicht aus den Augen!« hörte er die junge Frau sagen.

Er gehorchte. Mit jedem Augenblick wurde alles einfacher, er sah nicht mehr auf die Waffen des Feindes, sondern den Feind in sich. Sie waren gleich stark, gleich fähig, den andern in Angst und Schrecken zu versetzen.

Er stellte die Füße auf den Boden. Der Wolf wich vor dem Feuer zurück: Er knurrte und sprang immer noch herum, aber er kam nicht näher.

»Greifen Sie ihn an!«

Er ging auf das Tier zu, das noch lauter knurrte, die Zähne zeigte, aber noch weiter zurückwich.

»Verfolgen Sie ihn! Bringen Sie ihn von hier weg!«

Das Feuer brannte jetzt noch stärker, und der Fremde verbrannte sich fast die Hände. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit. Ohne weiter nachzudenken, rannte er, den Blick starr auf die blauen bösen Augen des Tieres gerichtet, auf den Wolf zu. Der hörte auf zu knurren und zu springen, machte einen Satz und war im Wald verschwunden.

Wie der Blitz war Chantal vom Baum herunter, klaubte flink ein paar Zweige vom Boden auf und machte sich auch eine Fackel.

»Schnell weg, kommen Sie!«

»Wohin?«

Wohin? Nach Bescos, wo alle sehen würden, wie sie zusammen kamen? In eine weitere Falle, in der Feuer nichts ausrichten konnte? Sie ließ sich auf den Boden fallen, der Rücken schmerzte höllisch, ihr Herz klopfte wie wild.

»Machen Sie ein Feuer!« wies sie den Fremden an. »Lassen Sie mich nachdenken.«

Sie versuchte sich zu bewegen und stieß einen Schrei aus. Ihr war, als hätte man ihr ein Messer zwischen die Schulterblätter gerammt. Der Fremde sammelte Laub und Äste zusammen und machte ein Feuer. Bei jeder Bewegung wand sich Chantal vor Schmerzen und wimmerte leise. Sie mußte sich ernsthaft verletzt haben, als sie auf den Baum geklettert war.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Sie haben sich nichts gebrochen«, sagte der Fremde, als er ihr schmerzverzerrtes Gesicht sah. »Das kenne ich. Wenn der Körper bis ins letzte angespannt ist, ziehen sich die Muskeln zusammen und spielen uns diesen Streich. Soll ich Sie massieren?«

»Rühren Sie mich gefälligst nicht an! Und kommen Sie bloß nicht näher! Schweigen Sie einfach!«

Schmerz, Angst, Scham. Ganz bestimmt hatte er hinter ihr gestanden, als sie das Gold ausgegraben hatte. Er mußte gewußt haben, daß Chantal ihn diesmal bestehlen wollte – sein Dämon kannte sich schließlich aus mit der Seele der Menschen.

So wie er auch wußte, daß in diesem Augenblick der ganze Ort darüber nachdachte, einen Mord zu begehen. Wie sie wußte, daß sie nichts tun würden, weil sie Angst hatten. Doch allein die Absicht genügte als Antwort auf seine Frage: Ja, der Mensch ist im Grund seines Wesens schlecht. Ebenso wie sie wußte, daß sie fliehen würde: Die gestrige Wette galt nicht mehr, er konnte mit seinem unversehrten Schatz und der Bestätigung seiner Vermutungen dahin zurückkehren, woher er gekommen war (woher eigentlich?).

Sie versuchte sich in eine einigermaßen erträgliche Position aufzusetzen, aber es gab keine. Sie durfte sich einfach nicht bewegen. Das Feuer würde den Wolf fernhalten, würde aber bald die Hirten auf sie aufmerksam machen, die in der Gegend umherzogen. Und beide würden zusammen gesehen werden.

Ihr fiel ein, daß Samstag war. Die Leute waren in ihren Häusern voller Nippes und Reproduktionen von berühmten Bildern, Heiligenstatuen aus Gips an den Wänden,

versuchten die Zeit herumbzubringen – und an diesem Wochenende hatten sie die beste Zerstreuung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

»Reden Sie nicht mit mir!«

»Ich habe doch gar nichts gesagt.«

Chantal war zum Weinen zumute, aber vor ihm wollte sie nicht losflennen, und sie beherrschte sich.

»Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Ich habe das Gold verdient.«

»Und ich habe Ihnen das Leben gerettet. Der Wolf hätte Sie angegriffen.«

Das stimmte.

»Andererseits glaube ich, daß Sie etwas in mir gerettet haben«, fuhr der Fremde fort.

Ein Trick. Sie würde so tun, als hätte sie es nicht gehört. Das war so etwas wie die Erlaubnis, ihren Schatz zu nehmen, für immer wegzugehen und Schluß, aus.

»Die Wette von gestern. Mein Schmerz war so groß, daß ich unbedingt wollte, daß alle so leiden wie ich. Das sollte mein einziger Trost sein. Sie haben recht.«

Dem Dämon im Fremden gefiel überhaupt nicht, was er hörte. Er bat Chantals Dämon, ihm zu helfen, aber der war erst kürzlich angekommen und hatte die junge Frau noch nicht ganz unter Kontrolle.

»Ändert das etwas?«

»Gar nichts. Die Wette besteht weiter, und ich weiß, daß ich gewinnen werde. Aber ich begreife, wie elend ich bin, ebenso wie ich begreife, warum ich mich so elend fühle: Ich glaube, ich habe nicht verdient, was mir passiert ist.«

Chantal fragte sich, wie sie dort wegkommen würden. Es war erst Vormittag, aber ewig bleiben konnten sie hier trotzdem nicht.

»Nun, ich finde, daß ich mein Gold verdient habe, und ich werde es nehmen, es sei denn, Sie hindern mich daran«, sagte sie. »Ich rate Ihnen, dasselbe zu tun. Keiner von uns beiden muß nach Bescos zurückkehren. Wir können direkt ins Tal gehen, einen Wagen anhalten, und dann geht jeder seiner Wege.«

»Sie können gehen. Aber in diesem Augenblick beschließen die Bewohner des Ortes, wer sterben wird.«

»Das ist schon möglich. Sie werden die nächsten zwei Tage darüber nachdenken, bis die Frist abgelaufen ist. Anschließend werden sie zwei Jahre lang darüber diskutieren, wer das Opfer hätte sein können. Wenn's ans Handeln geht, können sie sich nie entschließen, und wenn's darum geht, den anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben, sind sie unerbittlich. Ich kenne mein Dorf. Wenn Sie nicht zurückkehren, werden sie kein Wort mehr über Sie verlieren. Sie werden glauben, ich hätte mir das alles ausgedacht.«

»Bescos ist genau wie jedes andere Dorf auf der Welt, und was in ihm geschieht, geschieht auf allen Kontinenten, in allen Städten, Lagern, Klöstern, wo auch immer. Aber Sie wollen das nicht begreifen, und auch nicht, daß das Schicksal diesmal zu meinen Gunsten gearbeitet hat: Ich habe mir als Helfer die richtige Person ausgesucht.

Jemanden, der eine arbeitsame, ehrbare Frau zu sein scheint, sich aber auch rächen will. Da wir den Feind nicht sehen können – weil, wenn wir diese Geschichte zum Äußersten weitertreiben, Gott unser wahrer Feind ist, der uns dies alles durchmachen läßt –, wird unsere Rache nie gestillt, weil sie sich gegen das Leben wendet.«

»Warum reden wir hier eigentlich?« fragte Chantal wütend, weil der Mensch, den sie auf der Welt am meisten haßte, ihre Seele so gut kannte. »Warum nehmen wir nicht einfach das Gold und hauen ab?«

»Weil mir gestern, als ich das vorschlug, was ich am meisten verabscheue – einen grundlosen Mord, wie er an meiner Frau und meinen Töchtern verübt wurde –, deutlich wurde, daß ich mich in Wahrheit selber retten wollte. Erinnern Sie sich an den Philosophen, den ich in unserem zweiten Gespräch erwähnt habe? Der, der gesagt hat, daß Gottes Hölle dessen Liebe zu den Menschen ist, weil die Haltung der Menschen Ihn in jeder Sekunde Seines ewigen Lebens quält.

Derselbe Philosoph hat noch etwas gesagt: Der Mensch braucht seine schlechtesten Seiten, um zu seinen besten Seiten vorzustoßen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Vorher dachte ich nur an Rache. Wie die Bewohner Ihres Dorfes stellte ich mir etwas vor, plante Tag und Nacht und tat nichts. Eine Zeitlang habe ich in der Presse die Geschichten von Menschen verfolgt, die unter ähnlichen Umständen ihre Lieben verloren hatten. Ihre Reaktion war genau das Gegenteil von meiner: Sie schufen für die Opfer Selbsthilfegruppen, die Ungerechtigkeiten anprangerten und Kampagnen veranstalteten, um zu zeigen, daß kein Racheakt je den Schmerz über den Verlust tilgen kann und darf.

Ich habe auch versucht, alles aus einer großzügigeren Sicht zu betrachten. Es gelang mir nicht. Aber jetzt, wo ich meinen Mut zusammengenommen habe und bis zu diesem Extrem vorgestoßen bin, habe ich entdeckt, daß es dort ganz weit hinten ein Licht gibt.«

»Weiter«, sagte Chantal, denn auch sie sah eine Art Licht.

»Ich will überhaupt nicht beweisen, daß die Menschheit verdorben ist. Ich will vielmehr beweisen, daß ich unbewußt um die Dinge gebeten habe, dir mir passiert sind – denn ich bin schlecht, ein vollkommen verworfener Mensch, und habe die Strafe verdient, die mir das Leben auferlegt hat.«

»Sie wollen beweisen, daß Gott gerecht ist.«

Der Fremde überlegte.

»Kann sein.«

»Ich weiß nicht, ob Gott gerecht ist. Was mich betrifft, war Er zumindest nicht sehr korrekt, was in mir ein Gefühl der Ohnmacht hervorgerufen hat, die mir in der Seele weh tut. Es gelingt mir nicht, so gut zu sein, wie ich gern wäre, aber auch nicht so böse, wie es not täte. Vor ein paar Minuten dachte ich, Er hätte mich auserwählt, um sich für all die Trauer zu rächen, die die Menschen in Ihm erwecken.«

»Ich glaube, Sie haben die gleichen Zweifel, nur sind Ihre noch größer: Ihre Güte wurde nie belohnt.«

Chantal wunderte sich über ihre eigenen Worte. Der Dämon des Fremden sah, wie der Engel der jungen Frau heller erstrahlte und die Dinge sich in ihr Gegenteil verkehrten.

»Nun reagier schon«, drängte er den anderen Dämon.

»Tu ich bereits«, antwortete dieser. »Aber der Kampf ist hart.«

»Ihr Problem ist im Grunde nicht die Gerechtigkeit Gottes«, sagte der Mann, »sondern die Tatsache, daß Sie sich immer zum Opfer der Umstände gemacht haben. Ich kenne viele Menschen, die sich in dieser Situation befinden.«

»Wie Sie selber, beispielsweise.«

»Nein. Ich habe gegen etwas aufgebeht, was mir passiert ist, und mir ist gleichgültig, ob die Leute meine Haltung gut finden oder nicht. Sie hingegen haben an die Rolle der hilflosen Waise geglaubt, eines Menschen, der um jeden Preis von den anderen anerkannt werden will. Im Grunde wollen Sie sein wie die anderen Einwohner von Bescos – was

wir übrigens letztlich alle wollen: so wie die anderen sein. Aber das Schicksal hat Ihnen eine andere Geschichte zgedacht.«